

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 202.

Freitag, 30. August.

1929.

(15. Fortsetzung.)

Die Robinsonade einer schönen Frau.

Roman von Margarete v. Dörken-Fünfseld.

(Nachdruck verboten.)

Nase zuckte leicht zusammen.

„Nun also, dann erst recht! Ich will ihm auf ehrliche Weise Geld zu verdienen geben. Auch will ich mein Abenteuer haben! Sagen Sie ihm, daß ich ihn für einen anständigen Menschen halte.“

Krull überlegte.

„Wollen Sie nicht wenigstens einen dienstbaren Geist mitnehmen?“

„Seit Mariä habe ich von den dienstbaren Geistern genug.“

„Einerlei!“, entschied Krull nun sehr energisch. „Der Zufall kommt uns wunderbar zu Hilfe, uns und noch einer anderen Person. Wir haben hier in der Küche eine alte Frau von Gudvangen sitzen, die kann sich mit dem neumodischen Koch nicht vertragen, und unser Herr hat ihr deshalb gekündigt. Sie spricht fast nichts, hat aber Bärenkräfte. Diese Frau hat noch keine neue Stelle, wir werden sie engagieren und mit auf die Insel nehmen. Gnädige Frau haben nun die Wahl: Entweder mit der Trolla oder überhaupt nicht. Gnädige Frau könnten meine Tochter sein.“

„Na, Papa, dann will ich in diesem Punkte nachgeben. Aber der Name dieser Person ist zum mindesten sonderbar.“

„Getauft ist sie wohl auch nicht darauf; man nennt sie Trolla, weil sie ein Koboldgesicht hat.“

Der Oberkellner ließ die Alte rufen. Sie kam. Die langen Ärmel mit den außergewöhnlich breiten Ärmeln in die Schürze von grobem Zwilling gewickelt. Um die Schlitzen ein Zug von Güte und um die Lippen ein Zug von Schlaueit. Sie sah hell und wissend aus, trotz ihrer grauen Haare, die in viele Schwänzchen geflochten am Hinterkopf aufgesteckt waren.

Nase entschied sich sofort für Trolla und Trolla für Nase.

Das alte Weib in seiner wahrhaft herzwinnenden Häßlichkeit nahm Nases schmale Hand, auf der die Adern schimmerten, und betrachtete sie aufmerksam.

Dann nickte sie und lächelte.

„Nun sehen Sie“, sagte Krull geheimnisvoll, „Trolla ist mit Ihnen zufrieden. Kaufen Sie nun für Ihre Nordpolexpedition ein und ich werde versuchen, den rettenden Engel abzufangen, heute ist sein Markttag. Ich habe ihn ein wenig in der Hand; er wird sich hüten, es mit mir zu verderben.“

Trolla wurde auf die Ausfahrt mitgenommen, wozu sie ihren Staat angelegt hatte, die Gudbrandsdaler Tracht, die schon ihre Mutter und Großmutter getragen und die sich immer forterbte. Aber mit Trolla wäre auch ihre Laufbahn einst vollendet.

Nase gewöhnte sich rasch an den Dialekt der Alten, die manchen wertvollen Rat erteilte in bezug auf das Mitzunehmende. „Denn“, sagte sie, „wir müssen arbeiten, Fische fangen, Netze flicken, Reparaturen ausführen, man muß von allem etwas verstehen.“

„Ein Fenster ist zerbrochen“, erinnerte sich Nase, „ich habe zwar ein Brett vorgehängt, aber das sieht nicht schön aus.“

„Wir brauchen also Glas, Glaserfitt, Handwerkszeug aller Art.“

„Das ist noch vorhanden.“

Bis Mittag war die Droschke vollgepfropft, und bei

Eintritt der Dunkelheit — Stenersen hatte es abgelehnt, am hellen Tage loszufahren — vollzog sich in aller Stille und Heimlichkeit der Abschied der „Expedition“ vom Mutterlande.

Der Schiffer nahm das Gepäck an der Hintertür in Empfang, „die Damen“, wozu er auch Trolla rechnete, mußten allein nach einem bestimmten Punkt im Hafen hinuntergehen, und Oberkellner Krull schärfte dem finster dreinschauenden Menschen noch einmal ein: „Ich kenne dich ja, Stenersen. Du bist deiner Mutter Sohn. Jetzt hast du noch einmal Gelegenheit, dein Glück zu machen. Wenn es schief gehen sollte, ist es vorbei mit dir. Dann hat dich der Teufel am Gentel. Und die Polizei. Die Frau ist freigebig. Sie wird dich bezahlen wie einen überseeischen Steuermann. Aber ich sage dir gleich, ihr ganzes Geld liegt hier auf der Bank, keine Ore nimmt sie auf die Insel mit hinüber.“

Stenersen belud sich mit Säcken.

„Mit Frauenzimmern binde ich nicht an“, sagte er, „das Geschäft ist gut und bleibt Geschäft, die anderen Sachen gehen für sich.“

„Es freut mich, daß du so denkst“, sagte Oberkellner Krull, „und bringe sie gut hinüber.“

Ihm war nicht ganz wohl zu Sinne; doch hatte es in seiner Macht gestanden, Nase an der Ausführung ihrer Pläne zu hindern? Sie war ja schließlich volljährig und sogar schon Witwe. Sie mußte wissen, was sie tat!

Von der Fahrt durch die Gefahrenzone des Christianafjords kam Nase nicht viel mehr zum Bewußtsein, als daß sie bald sehr hoch oben, und bald sehr tief unten sich befanden. Daß sie Wind und Wasser schluden mußten und die ganze Welt einer ungeheuren Schaukel glich. Zuweilen steckte ein Riß vorwiegend die steinerne Nase aus dem lodenden Gisch, zuweilen trachte das Boot, als wolle es in Stücke gehen. Von Ufern war nichts zu sehen, die unruhvolle Seele des Meeres stimmte Nase seltsam feierlich.

Fast dünkte es sie ein Wunder, daß sie endlich doch in die Bucht einliefen.

Im Schein der Schiffslaterne, mit der Trolla vor- ausleuchten mußte, schleppte Stenersen die in schwarze Wachseleinwand eingenahten Paden von Bord. Er glich jetzt viel mehr einem Tier als einem Menschen.

Die Sachen stauten sich in der Halle, wo die beiden Frauen rasch ein Feuer zustande brachten.

Nase wollte den wortlosen Menschen, von dessen Kleidern das Wasser troff, mit einem Grog bewirten, doch Trolla winkte ihr mit den Augen ab.

Er schien eine solche familiäre Behandlung auch gar nicht erwartet zu haben, denn er empfahl sich mit einem stummen Griff in die Mützengegend, und bald tanzte sein Boot wieder irgendwo auf den Wellen.

„Diesen Menschen muß man gar nicht Zeit lassen, sich umzusehen“, erklärte Trolla nun, indem sie den Kegel vor die Tür schob. „Man muß sie stets fühlen lassen, daß man Herrschaft ist, und daß die Pistole locker im Sack sitzt.“

Nase erschrak.

Mit Staunen beobachtete sie dann, wie die angebliche Magd sich Hausfrauenrechte anmaßte, ein komische Sorte Tee aus einer Tüte in heißes Wasser schüttete, und end-

sich mit einer Tasse eines nach sommerlichen Kleeefeldern duftenden Getränkes an. Am.

„Diesen Tee habe ich selbst gesucht in der Sommermitternacht“, sagte Trolla, „auf den Saateerhöhen, wenn das Kraut die höchste Kraft erreicht und die Bergblumen ihre schönste Blüte. Bevor sie den Samen abwerfen, muß man sie pflücken. Sie sind so würzig, daß Schmetterlinge und Bienen betrunken werden. Dem Menschen teilen sie ihre wunderbaren Eigenschaften mit, wenn er zur rechten Zeit den aus ihnen zubereiteten Tee trinkt.“

Aase schlürfte den goldbraunen Trant mit Genuß. Ihr wurde warm und wohl zumute, und sie ließ es geschehen, daß Trolla sie bald darauf in Jens Kraats Alkoven zu Bett brachte wie ein kleines Kind.

„Eine so feine Frau kann nicht so wie das grobe Schiffsvolk schlafen“, sagte Trolla zärtlich, „und deshalb nahm ich noch die blaueidene Daunendecke aus dem Hotel mit.“

Aase erschrak des Todes. „Aber die gehört ja nicht mir!“, rief sie entsetzt, „man wird glauben, daß ich sie gestohlen habe!“

Katharine weiß Bescheid. Die Frau kann ein paar Goldstücke dafür geben. An eine Uhr hat die Frau gewiß auch nicht gedacht. Im letzten Augenblick steckte ich die kleine Konsoluh vom Kamin in den Korb mit Leinwand, ich dachte, Gott, die Frau läßt ja ihre ganzen Koffer voll Kleider zurück! Sie geht noch, sie wird uns die Stunden melden, denn es ist nicht gut, zeitlos zu sein.“

Aase versank in Schlaf. Und wenn Trolla das ganze Hotel mitgeschleppt hätte, wäre sie nicht mehr imstande gewesen, die Augen offen zu halten.

Die alte Magd selber richtete sich in der Kammer nebenan ein Lager her, wie sie es von ihrer weit zurückliegenden Kindheit an gewöhnt war. Unzertrennlich von ihr war ein Federbett, das man so eng zusammenpressen konnte, wie ein Kissen, und dann wieder aufstürmen wie einen wahren Berg. Die Federn dazu hatte sie seit Jahrzehnten sorgfältig gesammelt, von Gänsen, Enten, Hühnern, sogar Raben- und Wildvögelfedern fehlten nicht. Deckte Trolla sich damit zu, so spürte sie die ganze Wärme der brütenden Vögel.

Gleich am ersten Tage sorgte Trolla für Arbeit. Da gab es Holz zu verkleinern, grobe Säcke zu nähen, das Feuer zu unterhalten und die Mahlzeiten zuzubereiten. An den langen Abenden erzählte die Alte Geschichten, und Aase wunderte sich, wie verwachsen diese sonderbare Person mit den Sagen und Märchen ihrer Heimat war. Für sie bedeuteten sie Wirklichkeit, und alles Wirkliche, wie in Nebeln verschwimmend, drang selten bis zur Schwelle ihres Bewußtseins.

Es stellte sich heraus, daß Trolla sogar von Frognersnäs gehört hatte und von den mit diesem Hause verknüpften Gerüchten.

„Und wenn ich die Frau wäre, würde ich nicht ruhen, bis ich das Grab des alten Schiffsmannes entdeckt hätte, denn gewiß würde dann auch das Geheimnis offenbar werden, von dem man weiß, daß er es mitgenommen hat. Ich sage der Frau, ein Geist kann nicht zur Ruhe kommen, wenn man womöglich über seinen Gebeinen Suppe kocht oder seine Späße treibt. Wenn ich die Augen meiner Großmutter hätte, die durch den Boden schauen konnte, durch Stein und Erde klastertief, so würde ich seinen Leib, wie er im Leben war, wie in einem bleichen Lichte schimmern sehen. Aber so höre ich ihn nur, wenn nachts der Wind um das Gebälk fährt.“

Aase versuchte zu lachen, doch Trolla war von der Wahrheit ihrer Hirngespinnste so felsenfest überzeugt, daß sie es nicht übers Herz brachte, sie eine abergläubische Narrin zu schelten.

„Er wünscht gewiß Erlöst und auf einem ordentlichen Kirchhof begraben zu werden. Ich habe das so im Gefühl.“

„Aber, alte Trolla“, sagte Aase zögernd, „er ist schon so lange tot, nach ihm sind so viele dagewesen, unter ihnen mein Großvater Jens Kraat, was kann der alte Schiffsmann von mir verlangen?“

„Vielleicht ist die Frau die Auserlesene. In tausend Jahren wird ein Auserlesener geboren. Seine Vor-

fahren haben keinen andern Zweck, als ihn hervorzu- bringen. Von ihm aber wird gefordert, daß er das Werk erkenne und vollende.“

„Gute Trolla, das mag für Männer gelten. Oder für euch Armenischen hoch droben im Norden, die ihr viel näher als wir am Herzen der Natur liegt. — Laß schlafen, was zum Schlafen bestimmt ist. Und erzähle mir jetzt eine dumme Geschichte, bei der man lachen kann.“

„Schön“, sagte Trolla listig, „so betrachte die Frau nur einmal diese köstlichen Dinge rings umher auf den Wandborten und die große Muschel mit dem Rosenschein, sie singt das Lied der Meerestiefe, des grünen Himmels unter dem Wasser, der so durchsichtig ist wie Glas und hinter dem der Ursprung aller Dinge verborgen ruht. Das kleine Figürchen mit den Smaragdaugen gleich dort neben dem silbergetriebenen Relsch — tausend Jahre wurde es angebetet, tausend Jahre lang lag es begraben, Menschenhände haben es geschaffen und es überdauert Menschenjahrtausende — höre die Frau! Eine innere Stimme sagt mir, daß hier ein Schatz verborgen sein muß, der seinesgleichen nicht mehr findet . . . wenn er nicht gestohlen wurde!“

Aase sprang vom Stuhle, daß die plumpe Näharbeit von ihrem Schoße fast ins Feuer flog.

„Wenn er nicht gestohlen wurde!“

Ein Schleier zerriß vor ihren Augen. Dunkle unerklärliche Geschehnisse bekamen einen Sinn.

Sie wußte nun auch, warum sie hierher zurückgekehrt war. „Kann die Frau sich an etwas erinnern?“, forschte Trolla geheimnisvoll.

Doch Aase antwortete nicht. Sie riß das Fenster auf. Draußen brüllte das Meer in die Fjorde hinein.

Was hatte es mit jenem Teppich für eine Bewandnis, den der Räuber allein des Mitnehmens wert erachtet hatte, während er anscheinend kostbare Dinge unangestastet ließ?

Wie hatte er den Aufbewahrungsort des Teppichs in Erfahrung bringen können, da seit Menschengedenken außer Jens Kraat kein Mann das Haus von Frognersnäs betrat?

Aase fühlte die Hand der alten Frau auf ihrer Schulter.

„Schließe die Frau das Fenster, denn es ist noch nicht an der Zeit. Im Winter sind die dunklen Monde. Wenn der Frühling das Eis bricht, dann . . .“

„Was wird dann sein?“

„Dann wird sich ereignen, worauf du wartest, Frau.“

Aase errötete. Nicht sowohl, weil die alte Magd sich das „Du“ erlaubte, als um ihres unbequemen Scharfblickes willen.

Nach etlichen Wochen kam Stenersen wieder mit neuem Proviant, finsterner und undurchdringlicher denn je. Er brachte auch Grüße mit von Oberkellner Krull und einen versiegelten Brief, den der Schiffer in einer Hornkapsel vor Nase bewahrt hatte.

Aase wunderte sich und konnte sich nur schwer entschließen, dem Ruf der Außenwelt Folge zu leisten.

„Ich will keine Briefe.“

Aber schließlich las sie doch.

„Ich weiß nicht, ob ich hoffen darf. Ich bin krank nach Ihnen, Aase! Zwar kann ich Ihnen kein Leben voll Spannung und Abenteuer an meiner Seite bieten, aber ein sorgenloses Dasein und ein Herz, das nie aufhören wird, Sie leidenschaftlich zu lieben. Um Ihre Willen gebe ich das schale Hofleben auf. Ich breche alle Brücken hinter mir ab und ahne nicht einmal, wo Sie jetzt weilen, wo meine Gedanken Sie suchen dürfen — denn in Ihre Heimat sind Sie nicht zurückgekehrt, Aase, ich war dort und habe mich vergewissert! Im Vertrauen darauf, daß dieser Brief Sie doch eines Tages erreichen wird, übergab ich ihn Oberkellner Krull, den ich im bestimmten Verdacht habe, Ihren Aufenthaltsort zu kennen. Aase Solater, überlegen Sie wohl! Noch lieber wäre es mir freilich, Du herrliches Weib, Du hättest nichts zu überlegen, als Dich in meine Arme zu stürzen, die auf Dich warten!“

Two Roustad.“

(Fortf. folgt.)

Der Ehemann auf Reisen.

Von Liesbet Dill.

Jeden Sommer, wenn es warm wird, blättert er im Kursbuch und sucht auf ausgetretenen Karten nach, wo man sich vom Staub und Lärm der Stadt erholen könnte. Er reist allein, seine Gattin macht dann Hausputz und „macht ein“. Darauf hält sie nun einmal. Sie behauptet, Ehepaare sanken sich doch nur unterwegs. Sie reist, wenn alles fertig ist, in ein kleines Moorbad in ihrer Heimat. Das erholt sie genau so wie vier Wochen Ost- oder Nordsee. Es hat einst wegen dieser Marotte der Gattin Auseinandersetzungen gegeben, aber allmählich hat sich Herr Rudi daran gewöhnt, allein zu reisen, er hat sogar allmählich Geschmack daran gefunden, denn die Damen, die man unterwegs trifft, sind alle so zuvorkommend und nett und angenehm und sie widersprechen nicht. . . . Entweder weil sie das für zwecklos halten oder, weil sie zu höflich dazu sind, oder einfach, weil es ihnen im Sommer zu anstrengend ist. Jedenfalls hören sie zu, wenn er etwas sagt. Und wenn er etwas „findet“, so finden diese Babedamen es auch. Schon aus Bequemlichkeit und weil Herr Rudi eine überzeugende Art hat, ihnen auseinanderzusetzen, daß er recht hat, Männer haben ja immer recht, das wissen die Babedamen.

In den ersten Jahren hat Herr Rudi Berge bestiegen und Auslandsreisen gemacht. Aber erst seit einigen Jahren schwärmt er für das Meer. Man kann so nett faulensen am Strand und macht ohne Anstrengung die reizendsten Bekanntschaften. — Das Alleinreisen hat auch sein Angenehmes. Wenn man zum Beispiel morgens schwimmen gehen will, braucht man niemand zu fragen, ob er Lust hat, mitzugehen, und wenn man ein Glas Bier trinken will, sagt niemand, laß das, das macht dich. Wenn man nach Tisch nach dem Leuchtturm durch die Dünen wandern will, so tut man das, und wenn man sein Vergnügen daran findet, legt man sich mit einem Buch in den Sand. Und die Gattin erfreut man durch wichtige Ansichtskarten. Herr Rudi hat eine Leidenschaft für Ansichtskarten und Prospekte. Man weiß schon seinen Reisekorb mehr aufzutreiben, in dem man die verstaubten Reiseerinnerungen noch unterbringen kann. Das ist eine Erinnerung für später, sagt er, wenn er heimgekehrt und das Bündel seiner Gattin übergibt. Die werden wir an einem stillen Winterabend einmal alle durchsehen. . . . Aber dieser stille Winterabend kommt nie. Er bewahrt sogar alte Bäder auf, in denen Wege beschrieben sind, die längst die Lava des Besuchs weggefegt hat, und Hotels empfohlen wurden, die seit Jahren unter der Asche begraben liegen. . . . Aber am Meer braucht man das alles nicht. Da genügt ein Strandsorb und eine Badehose . . . und weiße Schuhe selbstverständlich. . . . Es ist wunderbar, wie diese vier Wochen auf Herrn Rudis Gemüt wirken. Sein sonst so mißvergnügenes, oft knurrendes Wesen legt sich in Falten, sein Gesicht strahlt, seine Augen leuchten, er ist immer vergnügt, gesprächig, unterhaltend und die Damen vergöttern ihn. . . . Zu Hause ist er schweigsam und brummig. Aber wenn er ins Bad reist, nimmt er seine gute Laune mit, die er das ganze Jahr zu Hause unausgepackt liegen hat, in einem Kasten, den er nie öffnet, nicht einmal am Sonntag. . . . Diese gute Laune gehört zu den Dingen, die er zu Hause nicht braucht. Er mühte gar nicht, was er damit anfangen sollte. Seine Gattin kennt ihn nicht anders. Wozu sich verstellen? Im Seebad aber legt er die gute Laune mit seiner Schwimmhose an, und wenn er einpackt, legt er sie wieder sorgfältig zusammen und tut sie zu unterst in seinen Koffer. Am ersten Abend, wenn er heimkommt, ist noch ein Abglanz davon auf seinem Gesicht, wenn er erzählt von der Natur und den angenehmen Damen. Und am ersten Abend hört auch seine Gattin zu. . . . Am anderen Morgen wird alles wieder eingepackt in den Kasten. Die gute Laune wird eingemottet und liegt da, bis es wieder Sommer wird. . . . Für den Herbst in der Stadt braucht er sie nicht mehr. Es geht auch so. . . . Und wenn Herr Rudi am nächsten Morgen zum erstenmal wieder ins Geschäft marschiert, mit dem dicken Bambusstock, die Zeitung in der Tasche, trägt er wieder seine Ehemannsmiene, mit der ihn alle kennen.

Tierhumpen und -becher.

Von Herbert Hüneke.

„Uns Deutschen kann man die Trinkgeschirre nicht allein nicht groß genug, sondern auch nicht schön und selbstsam genug machen. Man trinkt aus Affen und Pfaffen, Mönchen und Nonnen, Löwen und Bären, Straußen und Rauben und aus dem Teufel selbst.“ So sagt Placher in seiner „Predigt von der Weinteure“ aus dem Jahre 1589, und der alte Herr hat, was seine Zeitgenossen anbelangt, Recht gehabt. Sie konnten noch alle ihren „Stiefel“ vertragen und befanden sich dabei nicht weniger wohl als wir.

Vor allem aber wußten Plachers Zeit- und Zechnossen mehr als wir die Tatsache zu würdigen, daß zu einem guten Trunk ein schönes Trinkgeschirr gehört. Einem maderen Zecher aus dem 17. Jahrhundert hätte sein Bier nicht so gut geschmeckt, wenn es ihm der behäbige Wirt im einiachen, fabrikmäßig hergestellten Glas von heute kredenz hätte. Der Gast kannte wohl das Wort individuell kaum dem Namen nach, was ihn aber nicht daran hinderte, eine individuelle Behandlung zu verlangen. Sein bemaltes Glas oder sein Dedelhumpen hing stets am gleichen Holzzapfen an der Wand, und kein anderer wagte seine Lippen daran zu setzen.

Wer es sich leisten konnte, der ließ sich vom Goldschmied eines jener kunstvollen Trinkgeschirre anfertigen, von denen uns Placher erzählt. Am liebsten waren auf diesem Gebiete die Trinkgefäße in Tierform. Den ersten Anlaß zu ihrer Gestalt haben vermutlich Wappentiere gegeben. Ein trunkfester Ritter oder Patrizier mag auf den Einfall gekommen sein, den Kopf seines Wappenbären auf dem Deckel seines Kruges nachbilden zu lassen. Und weil ihm das vollendete Werk so gut gefiel und der Krug so rund und gedungen war wie der Leib des Wappenbären selbst, so gab er dem Goldschmied den Auftrag, einen silbernen Bären anzufertigen, und trank daraus mit Behagen.

In gewisser Beziehung hatte dieser Bärenhumpen schon einen Vorgänger in längst vergangenen Zeiten, den Rhyton der Griechen, das Rhytium der Römer, ein Tongefäß, das Tierköpfe nachahmte und mit größerer oder geringerer Kunstfertigkeit bemalt war. Aber dem trinkfesten Deutschen, der den ersten Tierbecher probeweise zum Munde führte, hat das griechische Vorbild sicher nicht vorgeschmeckt, denn ihm wäre es nicht leicht gefallen, seinen Durst mit dem dünnen Strahl zu stillen, der in weitem Bogen aus dem Eberüssel oder aus der Efelschnauze sprang.

Alle möglichen Tiere, die der Wirklichkeit und der Phantastie angehören, finden wir in den Trinkgefäßen unserer Vorfahren nachgebildet. Da ist der trübende Hahn des Nürnbergers Hans Behold, der Adler, der Greif, der Vogel Roth, der Ziegenbock, das Pferd, das Einhorn, der Löwe und der Pfau. Außerst beliebt waren Uhu, Eule und Kauz, die Nachtvögel, deren weichem, lautlosem Flug das sanfte Rinnen des guten Tropfens glich, und deren große, weitgeöffnete Augen zu sagen scheinen: „In uns ist ebenso viel Wahrheit wie im Wein, den du aus unserem Bauche trinkst.“ Außerdem aber waren die Eule und ihre Schwestern mit den Umriffen ihres dicken Flüsterlaumes die geianetste Form für ein bequemes und „mahvolles“ Trinkgefäß.

Einen bedeutenden Einfluß auf die Gestaltung der Trinkgefäße in Tierform hat zweifellos die Jagd ausgeübt. Was konnte dem waidgerechten Jäger lieber sein, als wenn ihm bei der Heimkehr ein frischer Trunk aus silbernem, steigendem Hirschen gereicht wurde? Aus diesem Grunde ist der Hirsch unstrittig am häufigsten von den Goldschmieden als Motiv ausgewählt worden. Die Freude der Hausfrauen von dazumal dürfte er dagegen nicht gewesen sein, denn die Korallen, aus denen sein Geweih bestand, vertrugen keinen derben Griff.

Vorwiegend sind die Trinkgeschirre in Tierform aus dem am leichtesten zu verarbeitenden Edelmetall, dem Silber, angefertigt, das dann verguldet wurde. Tierbecher aus reinem Golde dürften nie hergestellt worden sein. Außer dem Silber wurden noch andere Stoffe verwandt, wie glasierter Ton, der natürlich nur für plumvere Tiere, wie Eulen und Bären, in Frage kam, Straußeneier und Kofosnuschalen, die den Rumpf von Straußen, Hühnern und Pfauen abgeben mußten, während deren Beine, Köpfe, Schwänze und Flügel aus Silber bestanden, Holz, das auch nur bei den runderlichen, einfachen Tierformen Verwendung fand, und der Bergkristall.

Die Trinkgefäße aus letzterem bilden eine Klasse für sich. Meistens haben die Meister, die diesen kostbaren Stoff verwandten, Phantastietiere geschaffen. Denn einmal zwang sie das seltene Material, Figuren zu bilden, die sich möglichst den grohen Umriffen des Kristalls anpaßten, und zum andern Mal reizte der Bergkristall den menschlichen Geist zu Wanderungen außerhalb der Wirklichkeit. Nur äußerst selten findet sich in den Sammlungen ein Trinkgefäß aus Bergkristall, das nicht ein Phantastiewesen darstellte. Auch der berühmte, kostbare Reiherr von Ambras bildet hier keine Ausnahme, denn es bedarf eines guten Teiles Phantasie, um aus seinen Formen heraus den schlanken Vogel zu erkennen, dessen Namen er führt. Außerdem stellt sein bauchiger Leib ein Musterbeispiel für die Art dar, wie die Künstler unter Beibehaltung der natürlichen Form des Kristalls die Tierfigur zu schaffen versuchten.

Die Blütezeit dieser Kunst fällt in das 16. und 17. Jahrhundert. Sie wurde allein in Deutschland gepflegt, dafür waren aber ihre Erzeugnisse in ganz Europa begehrt. Was an Tierbechern und -humpen erhalten ist, zeugt in Sammlungen und Museen von der Höhe alter deutscher Kunst im Gewerbe und im verständigen, genießenden Trinken.

* **Bernard v. Brentano: „Über den Ernst des Lebens“.** (Verlag Ernst Rohwolt, Berlin.) Der Schrift zugrunde liegt ein Versuch geistig-seelischer Deutung des von Witkop herausgegebenen Werkes „Kriegsbriefe gefallener Studenten“. Der Verfasser ringt um den letzten Sinn des Kriegsgeschehens und rückt es unter die großen Perspektiven weltpolitischer Entwicklung. Er bemüht sich, den Urtyp des deutschen Wesens herauszukristallisieren und von ihm aus schicksalhafte Zusammenhänge abzuleiten. Den Beziehungen von Nation und Staat zu dem Einzelnen spürt er nach, um über das Wesen der Gemeinschaft wie über die Erscheinung individueller Lebensansprüche Klarheit zu geben. Er sieht den großen Krieg, wenngleich ohne Waffen, in den außenpolitischen und sozialen Erschütterungen auch heute noch fort dauern. Das Deutschland von 1914 fühlte sich mit Kriegsbeginn zum erstenmal in der inneren Ebnung des organisch gewachsenen Staates; dieser bald zerstörte Traum war, so meint Brentano, die Ursache der gewaltigen nationalen Begeisterung, die das Volk zu einem großen Heere umschuf. Die Heimgekehrten wurden wieder zu Arbeitern an ihren gewohnten Stätten, sie zu Bürgern in einem höheren Sinn werden zu lassen, steht der Verfasser als ideale Forderung an den Schluß seiner Betrachtungen, mit einem den Kriegsbriefen entnommenen Wort: „Für Dichtung, Kunst, Philosophie und Kultur geht ja der Kampf!“ Eine Mahnung zu Besinnlichkeit im Chaos inneren und äußeren Saders, ein gedankenschweres Buch voll ausschlußreicher Erkenntnisse.
ls.

* **„Hauptmann Latour.“** Nach den Aufzeichnungen eines Offiziers von Karl Federn. (Verlag Adolf Sponholz, Hannover.) Freiherr von Latour wurde als Hauptmann kurz vor dem Kriege aus dem großen Generalstab in ein Feldartillerie-Regiment versetzt. Die Gründe für das plötzliche Ende seiner Generalstabskarriere waren dunkel. Seine Mutter, eine Irin, war überzeugt, daß eine Urlaubsreise ihres Sohnes nach England, von der er erst Ende April 1914 zurückgekehrt war, mit seiner Versetzung im Zusammenhang stehen mußte. Das ist der Mann, dessen Kriegserlebnisse uns Karl Federn erzählt und zwar in einer Form, die von der anderer Kriegsbücher abweicht: eine merkwürdige Mischung von groteskem, eulenspiegelhaften Humor und der düsteren Tragik des Krieges. Bilder von allen Fronten ziehen an uns vorüber, Belgien, Frankreich, Polen und die Türkei; Schlachten, Quartiere unter fremder Bevölkerung, Truppen-Transporte. Wir lernen in Hauptmann Latour einen Berufssoffizier kennen, dem wenig imponiert, der noch weniger hofft, aber streng seine Pflicht erfüllt. Der „Hauptmann Latour“ ist eine Gestalt, wie sie nur ein Dichter schaffen konnte, so ecklos, daß sie ebenso im dreißigjährigen Kriege als auch in den napoleonischen Feldzügen möglich gewesen wäre. Dabei ist das Kolorit des Weltkrieges glänzend gezeichnet.

* **Carl von Behr-Pinnow: „Menschheitsdämmerung?“** (Verlag Georg Stilke, Berlin.) Das Buch gibt eine umfassende Darstellung der menschlichen Vervollkommen und ihrer Bedeutung für das Volkswohl, die Ausführungen gewinnen Eindrucksstärke durch die Persönlichkeit des Verfassers als eines der führenden Köpfe in der modernen Eugenik (Erbgesundheitspflege). Sehr aufschlußreich wird insbesondere die wichtige Frage der Weitergabe guter und schlechter Anlagen behandelt und mit anschaulichen Stammtafeln illustriert. Klare Wege werden gezeigt zu dem Ziel der Erbauslese, der Höherzüchtung des Menschen gegenüber der Gefahr drohender Entartung und Bedrohung der Gesellschaft durch den Minderwertigen. Natürlich steht im Mittelpunkt der Erörterungen über die Erhaltung guter, der Unterdrückung schlechter Anlagen die Familie, und gerade für ihre Gestaltung gibt der Verfasser zahlreiche Beispiele und praktische Ratschläge, sein idealistischer Gedankengang vermeidet dabei glücklicherweise jede Übersteigerung zur Utopie. Durch die angrenzenden Probleme von Vervollkommen des Genies, von Verwandtenehe, vererbaren Krankheiten, Auslesefällen, Kinderlosigkeit und Geburtenrückgang ist die Schrift in sehr fesselnder und instruktiver Weise variiert. Ihr heute durchaus aktuelles Thema, ihre eindringliche Kenntnis des Stoffes, ihre vielfältigen neuen Anregungen und ihr hoher sittlicher Ernst machen sie besonderer Beachtung wert. Die leicht fassliche Form der Deutung läßt auch den Laien ohne größere Schwierigkeit in die Materie Eingang finden.
ls.

* **Ludwig Strauß: „Der Reiter“.** (Verlag Rütten & Loening, Frankfurt a. M.) Der Vorwurf dieser legendenhaften Erzählung nähert sich dem hassidischen Sagenkreis. Im Mittelpunkt steht der priesterliche Gescheft entflammende Rastali Satohen, der, zuerst als Hirtenknecht lebend, von Kosaken aus dem ukrainischen Heimatstädtchen geraubt, in späterer Lebenszeit durch fanatischen Eifer ein gewaltiges rabbinisches Wissen erwirbt, ohne doch der erlehten höchsten Kraft der Beschwörung und Krankenheilung teilhaft zu werden. Dem Maggid Abraham, dem er begegnet, entringt er gewaltsam die Zauberformel, sein ehrfürchtiges Beginnen aber schafft nur Verderben, bis er unter der Last seines Wollens zusammenbricht und sterbend auf den wahren Weg des großen Maggid zurückfindet. Das Buch fesselt, mehr noch als durch eine immerhin etwas fremd anmutende Mythologie, durch die prachtvolle, gleichsam von innen leuchtende Klarheit des Erzählungsstiles. Die Sprache ist köstlich geschliffen, reich an Bildkraft wie an seelischer Deutung, sein herausgearbeitet zeigt sich die Form einer im funktvollen Periodenbau geschlossenen epischen Wucht und Fülle. Die künstlerische Reife der Gestaltung macht das ganz persönlich empfundene Werk bestem Prosaschaffen unserer Tage ebenbürtig.
ls.

* **„Afrikanisches Abenteuer.“** Auf der Walze durch Urwald, Sumpf und Steppe. Erlebnisse der Jaspert'schen Afrika-Expedition 1926/27. (Verlag Wilhelm Köhler, Minden i. W.) Den Verlauf der an Abenteuer und Erlebnissen reichen Expedition, welche die beiden Frankfurter Willem Jaspert mit seinem Bruder Fritz Jaspert durch Portugiesisch-Angola unternahm, schildert der erstere in einem spannenden Buch. So wie viele beiden ist noch kein Forscher durch Afrika gezogen. Die Differenz der Kosten mußte erarbeitet werden. So schlugen sie sich dann durch Angola, von einem Ende zum anderen und zurück bis zur Küste, durch, auf einem Teil des Weges von der Gattin des Verfassers und seinem einjährigen Kind begleitet. Als Landarbeiter, Gärtner, Ochsentreiber, Slavenführer, Zugführer, Dolmetscher, Chauffeure, Lokomotivführer, Ingenieure erwarben sie die Mittel ihres Lebensunterhaltes, für die Bezahlung der eingeborenen Träger und für den Erwerb der Eingeborenenegegenstände. Meist zu Fuß, sonst auf Esel oder Maultier, im Fordauto oder Güterwagen, auf dem Rücken der schwarzen Träger, auf Burenwagen und im Eingeborenentanu wurde der ungeheure Weg zurückgelegt. Alle Schwierigkeiten haben sie mit bewundernswerter Ausdauer und nie versiegendem Humor überwunden und eine reiche wissenschaftliche Ausbeute heimgebracht.

* **A. Heuß: „Rechtstaschenbuch für Gläubiger“.** (Verlag für Wirtschaft und Verkehr, Stuttgart.) Was der Verfasser, ein alter Praktiker, in jahrzehntelanger Tätigkeit bei Gericht und in Handel, Industrie und Gewerbe nach und nach an wichtigen Erfahrungen über Schliche der Schuldner, kostensparende und erfolgreiche Gegenmaßnahmen, zweckmäßiges Mahnwesen, vorbeugende Vertragsformen usw. gesammelt hat, ist in leichtverständlicher Sprache mit klaren Beispielen und vielen praktischen Formularen niedergelegt. Alles kann sofort im täglichen Geschäftsleben angewendet werden. Infolge eines neuartigen auswechselbaren Zahlenanhangs veraltet es nicht.

* **„Langenscheidts Taschenwörterbücher.“** (Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung — Prof. G. Langenscheidt — G. m. b. H., Berlin-Schöneberg.) Von den bekannten Langenscheidt'schen Wörterbüchern sind die französisch-deutschen — 1. Teil: Französisch-Deutsch von Dr. Bernher Mohrhenn, sowie die englisch-deutschen — 1. Teil: Englisch-Deutsch von Prof. Edmund Klatt, 2. Teil: Deutsch-Englisch von Prof. Edmund Klatt — soeben in Neubearbeitungen erschienen. Der Vorzug dieser Wörterbücher, die für den Handgebrauch bestimmt sind und allen Sprachbesitzenden erschöpfende Auskunft in Zweifelsfällen bieten, ist besonders die Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt, die besonders für den Lernenden ein ausgezeichnetes Hilfsmittel ist, sich mit dem Schriftbilde gleich die Klangform des Wortes einzuprägen. Neue Wortprägungen und Begriffe, die Technik und Verkehr in den letzten Jahren geschaffen haben, sind bei der Neubearbeitung weitgehendst berücksichtigt, so daß man bei moderner fremdsprachlicher Vektüre ein fehlendes Wort rasch findet, was durch die Überflüssigkeit der Langenscheidt'schen Sprachführer noch besonders erleichtert wird. Auch für die Reise und zum Schulgebrauch sind die Langenscheidt'schen Wörterbücher empfehlenswert.